

# Vom Haus der Eigenarbeit zur Stadt der Commonisten – Zum Forschungsverständnis der anstiftung

*Andrea Baier und Christa Müller*

Die Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis, eine gemeinnützige Forschungsgesellschaft aus München (anstiftung), fördert, vernetzt und erforscht seit mehr als 30 Jahren Aktivitäten im Bereich gemeinschaftliches Gärtnern und Eigenarbeit/Offene Werkstätten/Do it yourself und verbindet damit die Absicht, zu nachhaltigen Lebensstilen und Ökonomien beizutragen.<sup>1</sup>

In den letzten fünf Jahren beobachten wir eine Ausdifferenzierung und dynamische Weiterentwicklung von Initiativen und Projekten in diesem Feld. Neben der Wiederentdeckung von Handwerks- und basalen Kulturtechniken (Nähen, Stricken, Einkochen, Fahrradflicken) haben auch die Thematisierung der Wegwerfgesellschaft (durch Reparaturinitiativen, Upcycling-Praxen), die Individualisierungsprozesse (durch Commons-Praxen) sowie die Privatisierung des öffentlichen Raums (durch urbanes Gärtnern, Guerilla Gardening, Guerilla Knitting und aktionskünstlerische Interventionen) Konjunktur. Die neuen Projekte des Do it yourself (DIY) antworten höchst pragmatisch auf drängende Probleme der globalisierten und zunehmend virtualisierten Konsumgesellschaft. Eine wachsende Zahl von Akteuren ist erkennbar auf der Suche nach nachhaltigeren Lebensstilen und alternativen Wohlstandsmodellen.

Dabei sind für uns weniger die „innovativen Konsumformen“ (Sharing Economy) interessant, die in den Projekten erfunden werden, als vielmehr die Tatsache, dass die Figur des Konsumenten grundsätzlich infrage gestellt wird. Denn die Aktivist/innen, insbesondere aus den jüngeren Generationen, verstehen sich

---

<sup>1</sup> Die gemeinnützige Forschungsgesellschaft „anstiftung“ wurde 1982 von Jens Mittelsten Scheid gegründet. 2008 fusionierte sie mit der von Erich Mittelsten Scheid und Totti Mittelsten Scheid gegründeten Stiftung „Ertomis“ zur Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis, kurz: anstiftung.

selbst nicht länger als passive Konsument/innen, sondern als aktive Produzent/innen des eigenen Lebens. Sie suchen, finden, deuten um, sehen im Vorhandenen verheißungsvolle Neuanfänge und begreifen den öffentlichen Raum als großes Experimentierfeld.

Im Folgenden reflektieren wir die Perspektive der anstiftung, die inmitten des beschriebenen Feldes agiert, Projekte und Aktivitäten unterstützt, berät, Förderanträge bearbeitet, Workshops, Seminare, Camps und Netzwerktagungen veranstaltet und durch all diese Tätigkeiten einen permanenten Zugang zum empirischen Feld unterhält, der mittel- und langfristig abgesicherte Einblicke ermöglicht.

Wir legen zunächst unser Förder- und Forschungsverständnis dar, wie es sich in der Auseinandersetzung mit der Förder- und Forschungspraxis entwickelt und immer wieder modifiziert hat. In einem zweiten Schritt beschreiben wir sowohl unsere konkreten Erfahrungen mit den Projekten in der Vergangenheit als auch die aktuellen – teilweise parallelen – Entwicklungen in den Gemeinschaftsgärten und offenen Werkstätten, die im Kontext einer neuen gesellschaftlichen Do-it-yourself-Orientierung zu sehen sind.

## **2 Förder- und Forschungspraxis**

### **2.1 Aktionsforschung im Haus der Eigenarbeit (HEi)**

Die anstiftung wurde 1982 als Forschungs- und Förderinstitution für Eigenarbeit und (urbane) Subsistenz gegründet und initiierte 1987 ihr erstes eigenes Projekt, das Haus der Eigenarbeit (HEi) in München, in der erklärten Absicht, Prozesse nicht nur beobachten oder fördern, sondern auch initiieren zu wollen.

„Eigenarbeit“ war damals ein vieldiskutiertes (und vieldeutiges) Konzept in der Diskussion um die Zukunft der (Erwerbs-)Arbeit. „Eigenarbeit“ sollte die Arbeit im eigenen Auftrag sein, ganz im Gegensatz zur entfremdeten und entfremdenden Lohnarbeit. Christine und Ernst Ulrich von Weizsäcker und andere namhafte Autoren, wie Joseph Huber, André Gorz, Ulrich Beck, Oskar Negt, sowie die Partei DIE GRÜNEN beteiligten sich an der Debatte. Wirklich trennscharf wurde der Begriff nicht verwendet. Für Ivan Illich, den querdenkenden Philosophen, war Eigenarbeit das Gegenteil von Konsum und Ware (Illich 1982).

Eigenarbeit, so das Verständnis der anstiftung, befähigt Menschen nicht nur und bringt sie in ein anderes Verhältnis zu den Dingen und sich selbst, sondern sie ist auch ein Puzzlestück im Versuch, nachhaltiger zu produzieren, zu konsumieren, zu leben.

Das HEi wurde als Praxisprojekt konzipiert, um herauszufinden, ob dieses Verständnis trägt, ob Eigenarbeit Menschen empowert, ihnen Selbsterfahrung ermöglicht und sie konsumkritischer macht und zu einem sorgsameren Umgang mit Ressourcen führt.

Diese Herangehensweise, Projekte zu initiieren und im Fortgang fördernd zu begleiten und ihre Entwicklung zu beobachten und zu erforschen, gehörte von Anfang an zur Programmatik der anstiftung. Gleich das erste Projekt war damit ein Aktionsforschungsprojekt *par excellence*. Mit den Methoden der teilnehmenden Beobachtung und qualitativer Interviews sowie ihrer Auswertung und Einordnung in die gesellschaftlichen (Transformations-)Prozesse gingen die Forscher/innen auf Tuchfühlung zu den Vorgängen vor Ort.

Die Gefahr eines „going native“ ist dabei natürlich immer gegeben. Teilnehmende Beobachtung bedeutet ein ständiges Lavieren zwischen Nähe und Distanz und die persönliche Involviertheit muss dabei selbstkritisch reflektiert werden. Nichtsdestotrotz ist sie insbesondere in der explorativen Phase eine probate Methode, um Forschungsfragen zu generieren und Bedeutungsstrukturen zu erfassen, die den Akteuren selbst zum Teil verborgen bleiben und die sie deshalb auch nicht im Interview formulieren würden.

Die aktive Teilnahme an emanzipatorischen Prozessen ist als Forschungsmethode insbesondere dann Erfolg versprechend, wenn sie auf ein entsprechendes Interesse von Akteuren trifft. Dann kann der Forschungsprozess zu einem Bewusstwerdungsprozess für alle Beteiligten, Forscher/innen wie Beforschte, werden (vgl. Müller 2004: 295).

## 2.2 Dialogische Prozesse

Die anstiftung befindet sich in der privilegierten Situation, sich in ihrem Engagement nicht an Konjunkturen orientieren zu müssen. Wir aktualisieren unsere Förderrichtlinien, wenn wir zweckmäßige Impulse von den Praxispartnern erhalten. Im dialogischen Prozess mit ihnen schärfen wir unsere Förder- und Beratungspraxis. Ohne Partizipation würde unsere Arbeit nicht funktionieren, sie ist Bestandteil unserer Methodik. Das Verhältnis von fördernder Stiftung und geförderten Projekten ist in aller Regel vertrauensvoll. So können wir mit Beratung und Besuchen vor Ort unterstützen, ohne dass die Projekte dies als Kontrollversuch deuten würden. Im Gegenteil: Weil uns auch die Konflikte, Probleme und Misserfolge interessieren, empfinden die Initiativen die Projektbesuche meist als hilfreich.

Dabei formulieren wir durchaus Bedingungen: Ökologischer Anbau muss in den Statuten eines Gemeinschaftsgartens festgeschrieben sein; eine Tagung, die wir fördern, sollte die Teilnehmenden aus ethischen und Klimaschutzgründen vegetarisch verpflegen; Inlandsflüge erstatten wir nicht. Alles lässt sich in der Praxis nicht immer konsequent durchhalten, aber auf jeden Fall formulieren wir Ansprüche und konfrontieren auch konventionelle Anbieter, wie Jugendherbergen oder Hotels, mit ihnen.

Grundsätzlich fördert die anstiftung nicht nur mit Geld, sondern unterstützt die Subsistenzpraxis in urbanen Räumen auch durch Beratung, Erfahrungsaustausch, Wissenstransfer, Workshops und Seminare. Wir laden Projekte zu Vernetzungstreffen ein und sorgen damit für Situationen, die ihnen spiegeln, was sie tun, dass sie nicht allein auf weiter Flur agieren, sondern Geistesverwandte haben. Zu sehen, wie andere es machen, aber vor allem, dass andere es auch machen, motiviert und stärkt den Rücken. Auf unserer regelmäßig aktualisierten Website bilden wir zudem die Projektlandschaft ab. Auch das ermöglicht den Projekten, sich in einem größeren Kosmos als dem der eigenen Projektpraxis zu verorten. Der Hinweis, „es gibt eine Stiftung, die Projekte fördert, wie wir eins initiieren wollen“, hilft darüber hinaus in Verhandlungen mit kommunalen Stellen vor Ort. Wir unterstützen die Projekte bei Bedarf auch mit dem nötigen Know-how, zum Beispiel bei der Anfertigung von Satzungen, Verträgen oder dann, wenn es darum geht, Gelder bei anderen Institutionen zu beantragen.

Wir wissen um die Relevanz der medialen Repräsentanz von Projekten in einer „Aufmerksamkeitsökonomie“ und legen deshalb großen Wert auf Öffentlichkeitsarbeit. Unsere Mitarbeiter/innen publizieren und geben Interviews, setzen Filme und Veröffentlichungen gezielt ein, und wir bemühen uns, so den vielen einzelnen Projekten eine gemeinsame Stimme zu geben. Wir hören immer wieder, dass insbesondere die Kontextualisierung der Projekte, wie wir sie in unseren Veröffentlichungen vornehmen, im Alltag sehr nützlich ist.

Last but not least führen wir Gespräche mit Stadtplaner/innen und Stadtverwaltungen. Wir werden für Begutachtungen angefragt, fungieren als Expert/innen und sorgen so für einen Wissenstransfer zwischen Projektpraxis und Planungswissenschaften. Die durch die Projektbegleitung generierten Informationen werden im hausinternen Wissenspool gesammelt und ausgewertet. Unsere Mitarbeiter/innen erstellen regelmäßig sogenannte Praxisblätter, die kondensiertes Wissen zu bestimmten Fragen und Problemstellungen enthalten.

Auf diese Weise beobachten wir kontinuierlich, was sich in der Projektlandschaft tut, welche Themen und Trends im Fokus stehen oder sich vielleicht auch erst im Hintergrund abzeichnen. Das heißt, wir versuchen, die Projekte zu deuten

und zu verstehen. Wir setzen, was wir sehen, mit gesellschaftlichen Entwicklungen in Verbindung und versuchen uns in zeitdiagnostischer Einordnung. Dabei instruieren insbesondere Fragen nach gesellschaftlicher Selbstgefährdung und nach sozialökologischen Alternativen unsere Forschungsperspektive. Auch insofern sind wir im Sinne der Aktionsforschung selbst ein Player im Feld der Transformation, das wir ebenso wie unsere Rolle permanent der Reflexion unterziehen.

### 2.3 Subsistenz

Subsistenz ist dabei ein unsere Arbeit orientierender Referenzpunkt. Ohne Subsistenzperspektive, das heißt ohne eine grundlegende Revision des gesellschaftlichen Verhältnisses zur Subsistenz, scheint uns eine nachhaltigere Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft schwer denkbar: Die Entbettung der Ökonomie aus der Gesellschaft (Polanyi 1978) sowie die Vernachlässigung der „Reproduktionsfrage“ seitens Wissenschaft und Politik begünstigen nicht-nachhaltige Lebensstile und Konsummuster (vgl. Biesecker/Hofmeister 2013).

Dabei ist Subsistenz nicht auf „Selbstversorgung“ zu reduzieren beziehungsweise nicht lediglich eine ökonomische Kategorie, sie ist vielmehr Kultur, Lebensweise, Umgang mit „Natur“ und Gesellschaft. Im Kontext von Subsistenz gelten Handlungsorientierungen, Rationalitätskriterien und Zeitvorstellungen, die sich am sozialen Zusammenhang und an Gegenseitigkeit, am Gemeinwesen und an Nachhaltigkeit ausrichten (Bennholdt-Thomsen 1994; Jochimsen 2003). Die in den Projekten beobachtbaren Praktiken der Subsistenz sind mit kleinräumigem Handeln und neuen (utopischen, solidarischen, integrativen, demokratischen) (Re-)Produktionsstrategien verbunden; angesichts der vielfältigen Krisen geht es um die Erweiterung alltäglicher Handlungsmöglichkeiten. Subsistenz erweist sich so als (materielle, spirituelle, ästhetische, kulturelle) Ressource von Sinn, die die Herausbildung distinktiver Lebensstile und -modelle orientiert.

### 2.4 Korrekturen in der Förderpraxis und im Forschungsverständnis

Es liegt nahe, dass die anstiftung gemäß ihrer Programmatik zunächst auch Projekte „selbst machen“ wollte und das Haus der Eigenarbeit wie das Allgäuer Zentrum für Selbstversorgung, das Kempodium, selbst initiierte. Im Laufe der Jahre stellte sich jedoch die Erkenntnis ein, dass es erstens viel Personalkapazität bindet, Projekte selbst durchzuführen beziehungsweise zumindest in der Anfangs-

phase an der Projektentwicklung mitzuwirken. Zweitens ist es womöglich zielführender, nicht (nur) Modellprojekte entwickeln zu wollen, die dann andere (hoffentlich) zu Ähnlichem anregen könnten, sondern sich auch an das anzuschließen, was an innovativen Strömungen entsteht, und hier eher verstärkend zu wirken. „Go with the flow“ hieß fortan das Motto, das sich bereits bei der Förderung der Interkulturellen Gärten sehr bewährt hatte und erst recht in Bezug auf die wachsende DIY-Bewegung, die ein neues interessantes Experimentierfeld der Projektförderung und des gemeinsamen Lernens bot. Sich von der Vorstellung zu lösen, es könne ein Standardmodell geben, und eher mit dem in der sozialen Wirklichkeit Vorgefundenen zu gehen, das ist seit einigen Jahren zur Programmatik der anstiftung geworden, die uns zahlreiche fruchtbare Kontakte, Lernfelder und Erkenntnisse ermöglicht hat.

Eigenes Engagement war und ist dabei allerdings nicht ausgeschlossen. So war die anstiftung 2004 Mitinitiatorin des ersten Münchener Interkulturellen Gartens (Münchener Garten der Kulturen) auf einem Gartengrundstück des Münchener Waisenhauses. Sie arbeitet außerdem in der „Münchener Stiftungsinitiative für urbanes Gärtnern“<sup>2</sup> mit und ermöglichte eine Bestandsaufnahme zum Thema Urbanes Gärtnern in München; unlängst ließ sie recherchieren, inwieweit Stadtplanung weltweit mittlerweile Urban-Gardening-Projekte in ihre Überlegungen einbezieht (von der Haide 2009, 2014). Mitarbeiter/innen der Stiftung engagierten sich auch, ein Manifest der Gartenbewegung zu formulieren und im deutschsprachigen Raum zu verbreiten.<sup>3</sup> Eine gewisse Nähe zu den Projekten wird von unserer Einrichtung keineswegs gelehnet, im Gegenteil ist diese sogar intendiert.

### **3 Die offenen Werkstätten**

#### **3.1 Grenzen der Übertragbarkeit. Das Haus der Eigenarbeit (HEi) in München**

Mit dem HEi sollte damals ein Projekttyp entwickelt werden, der sich dann in anderen Städten „nachbauen“ ließe. Das umzusetzen, erwies sich aus verschiedenen Gründen als schwierig. Ein Haus wie das HEi mit professionell eingerichteten

---

<sup>2</sup> Die Stiftungsinitiative setzt sich für die Anerkennung und Ausweitung neuer Formen des urbanen partizipativen Gärtnerns in München ein. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, dass mehr Flächen in München für gärtnerische Zwecke zur Verfügung stehen. Die Initiative wird getragen von der anstiftung, der Bürgerstiftung München, der Selbach Umweltstiftung, der Gregor Louisoder Umweltstiftung und der Schweisfurth-Stiftung. [www.urbane-gaerten-muenchen.de](http://www.urbane-gaerten-muenchen.de)

<sup>3</sup> [www.urban-gardening-manifest.de](http://www.urban-gardening-manifest.de)

Werkstätten und bezahlten Fachberater/innen ist vergleichsweise teuer in Ausstattung und Unterhalt und kann als zivilgesellschaftliche Initiative nur dann bestehen, wenn sich beispielsweise eine Stadt oder eben eine Stiftung zur Unterstützung (Finanzierung) bereitfindet (siehe Beitrag von Elisabeth Redler in diesem Band). Diese Bereitschaft war im erforderlichen Umfang von den interessierten Initiativen (entsprechende Versuche gab es zum Beispiel in Tübingen und in Aachen) nicht zu mobilisieren. Hinzu kam, dass das Eigenarbeitskonzept voraussetzungsvoll ist. Auch die Menschen, die die Angebotsstruktur im HEi begeistert annahmen und zu Säge, Schweißgerät oder Nähmaschine griffen, konnten mit dem Begriff meist wenig anfangen beziehungsweise verbanden mit ihrer Tätigkeit keine politisch-ideellen Ziele, sondern einfach eine – oft – beglückende Praxis. Im HEi ließ sich dann folgerichtig beobachten, dass Eigenarbeit nicht automatisch einen nachhaltigeren Lebensstil mit sich bringt, auch wenn es häufig so ist, dass die selbst gefertigten Dinge länger leben (weil man sie besonders wertschätzt) (vgl. Mutz et al. 1997).

„Eigenarbeit“ blieb in den 1980er Jahren ein theoretisches Konzept ohne entsprechende praktische Umsetzung; das heißt, selbstverständlich übten sich viele Menschen „einfach so“ und ohne entsprechende Theoretisierung in Eigenarbeit, wenn man darunter unbezahlte Arbeit in eigenem Auftrag versteht. Aber sie gestalteten ihren Alltag deshalb nicht ökologischer (und enttäuschten damit die Vorstellungen der anstiftung, die mit der Gründung des HEi entsprechende Hoffnungen verbunden hatte). Ihr kritisches Potenzial wurde (noch) nicht von einer sozialen Bewegung aufgegriffen und propagiert. Das heißt, HEi und anstiftung waren gewissermaßen ihrer Zeit voraus.<sup>4</sup> Die erste Lektion, die das HEi die anstiftung lehrte, war, dass gesellschaftlicher Wandel nicht willentlich initiiert werden kann.

### 3.2 Eigenarbeit im Kontext von Deklassierung. Das Kreativzentrum in Wolfen

Dass in Sachen Eigenarbeit womöglich eine Lücke zwischen Theorie und Praxis klaffte, wurde insbesondere bei dem späteren Versuch deutlich, ein Haus der Eigenarbeit (hier: Kreativzentrum) in Sachsen-Anhalt aufzubauen. 1996 entwickelten Personen aus dem Umkreis des Bauhauses Dessau die Idee, nach dem Vorbild

---

<sup>4</sup> Beinahe ist die anstiftung die einzige Institution, die das Konzept der Eigenarbeit in der Praxis erprobte, wenn man von Frithjof Bergmanns Projekten beziehungsweise dem Konzept der neuen Arbeit absieht. Einen frühen, wenn auch (im Vergleich zum HEi) ganz anders gearteten Versuch unternahm die workstation in Berlin im Anschluss an eine Intervention der Wiener WochenKlausur 1998 (vgl. workstation ideenwerkstatt berlin 2012).

des HEi ein Projekt in Wolfen-Nord anzuregen, um durch die Diskussion verschiedener Formen von Existenzsicherung und Arbeit zur nachhaltigen Regionalentwicklung beizutragen. Sie wandten sich an die Anstiftung, ob sie ein solches Vorhaben (finanziell und personell) unterstützen würde. Die Idee, das Eigenarbeitskonzept in einer Region mit hoher Arbeitslosigkeit zu testen, schien attraktiv. Zeit für Eigenarbeit hatten die Menschen in Wolfen jedenfalls im Überfluss. In ihrer Studie „Akzeptanzprobleme von Eigeninitiative und Eigenarbeit: Das Kreativzentrum in der Plattenbausiedlung Wolfen-Nord“ zeigt Christa Müller (2003), warum die Übertragung des von (mehr oder weniger idealistisch-humanistisch inspirierten) Theoretikern erdachten Konzepts der Eigenarbeit (wie Ernst und Christine von Weizsäcker, Ivan Illich, André Gorz, Ulrich Beck), das ein hohes Maß an Eigeninitiative und persönlicher Souveränität erfordert, in ein deklassiertes Milieu von Industriearbeiter/innen und damit in eine Post-Arbeitsgesellschaft höchst voraussetzungsvoll ist. „Denn Erwerbsarbeitslosigkeit wird in der ehemaligen DDR-Arbeitsgesellschaft noch weniger als in ihrem West-Pendant als Befreiung von einer zeitraubenden Last empfunden, die neue Chancen für die Gestaltung des Lebens bietet, sondern vielmehr als eine ‘Entlassung in die funktionale Irrelevanz‘ (Castells), die das Selbstwertgefühl gegen Null tendieren lässt und das Aktivitätspotenzial lahmlegt“ (Müller 2003: 206).

Die mangelnde Rezeption des Eigenarbeitskonzepts in einem deindustrialisierten Umfeld verstanden wir als aufschlussreiches Experiment, das Anknüpfungspunkte für die weitere Arbeit bot und zu weiterem Engagement herausforderte. Dazu noch einmal ein Zitat aus dem Forschungsbericht: „Auf der anderen Seite gibt es auch in Wolfen-Nord von verschiedensten Seiten Versuche, der Siedlung neue Impulse zu geben: Rückbau- und Verschönerungsmaßnahmen sowie vielfältige regionale Aktivitäten zeugen davon, dass selbstredend auch in Wolfen-Nord Menschen mit Visionen leben. Es war Bestandteil der aktivierenden Begleitforschung, genau diese Leute in die weitere Gestaltung der Eigenarbeitswerkstätten einzubinden beziehungsweise andererseits das Team dabei zu unterstützen, das Kreativzentrum in einen größeren lokalen beziehungsweise regionalen Zusammenhang einzubetten“ (ebd.).



Das Kreativzentrum konnte sich im Fortgang für eine längere Zeit in Wolfen als Begegnungsstätte etablieren, die eine wichtige soziale und kulturelle Infrastruktur zur Verfügung stellte (vgl. Gaffé/Hilles 2007). Es hatte – jenseits des vorgegebenen Konzepts der Eigenarbeit – seinen „eigenen Sinn“ gefunden.<sup>5</sup>

### 3.3 Eigenarbeit im ländlichen Kontext. Das Kempodium

Parallel wurde unter Beteiligung lokaler und regionaler Akteure ein weiteres Haus für Eigenarbeit, das Kempodium in Kempten, maßgeblich mit (finanziellen und personellen) Mitteln der anstiftung auf den Weg gebracht. 2002 wurde es eröffnet. Mit diesem Projekt verband sich die Idee, das Konzept der Eigenarbeit in einer ländlichen Region zu erproben beziehungsweise zur Eigenversorgung zu erweitern. Es ging um den Versuch, das Globalziel nachhaltige Entwicklung auf einer kleinräumigen Ebene umzusetzen. Das Haus sollte zur Stärkung der regionalen Wirtschaftskreisläufe beitragen und die regionalen Ressourcen als Voraussetzung für die soziale und ökologische Zukunftsfähigkeit bewusst machen. Sein Konzept bezog sich damit auf den Ansatz der Nachhaltigen Regionalentwicklung (vgl. Peters et al. 1996) und betonte Gebrauchswert, Kooperation und Gegenseitigkeit als Paradigmen einer regionalen Wirtschaft.

Das Kempodium entwickelte sich im Laufe seiner wechselvollen Geschichte zu einem wichtigen sozio-kulturellen (Bildungs-)Zentrum vor Ort. Es profilierte sich insbesondere im Bereich Bildung für nachhaltige Entwicklung. Vor allem die Kurse „Backen & Sägen“ für Grundschulklassen, in denen die Themen einheimische Hölzer sowie saisonales und biologisch angebautes Gemüse

---

<sup>5</sup> Seit 2007 firmierte das Kreativzentrum zusätzlich unter dem Label Mehrgenerationenhaus. Im Zusammenhang mit einer Komplettsanierung 2008/2009 des Gebäudes durch die Stadtentwicklungsgesellschaft (eine GmbH) mussten das Kreativzentrum und der zugehörige Verein (Kreativzentrum e.V.) ihr Domizil verlassen. Der Neubezug des Gebäudes erfolgte 2010. Träger des Mehrgenerationenhauses (inklusive offener Werkstätten) ist seither die Stadtentwicklungsgesellschaft. Der Verein Kreativzentrum e.V. suchte sich eigene Räume, blieb noch einige Zeit aktiv, ohne allerdings eigene offene Werkstätten zu betreiben, und befindet sich derzeit in Auflösung.

auf dem Lehrplan standen, waren ein erfolgreiches Format, sowohl was den Zuspruch als auch was die Wirkung anbelangt.<sup>6</sup> Sein Gebrauchtgüterkaufhaus („Allerhand“) führt zudem den schonenden Umgang mit vorhandenen Ressourcen vor.<sup>7</sup>

Wird das Kempodium also seinem Anspruch gerecht, eine nachhaltige Regionalentwicklung zu befördern? Das Kempodium hat viele Menschen dazu angeregt, Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Das fängt bei der ersten Nichtraucher-Disco in der Region an und hört beim Zimmern des eigenen Sargs nicht auf. Das Kempodium steht außerdem unzweifelhaft – wie diffus auch immer – für Nachhaltigkeit: Hier geht es ökologisch und regional zu, so wird das Kempodium von außen und von innen wahrgenommen. Ob es darüber hinaus Lebensstiländerungen bewirkt hat, ist schwerer zu beurteilen beziehungsweise wird bei den verschiedenen Nutzer/innen und Mitarbeiter/innen auch höchst unterschiedlich sein. Das eine oder andere wird über die Vorbildfunktion vermittelt, über Dinge, über die die Besucher/innen en passant stolpern: Eine eigene Holzheizung, Transfair-Kaffee, Bionade und Bio-Würstchen im Bistro, keine bedenklichen Lacke, überwiegend regionale Hölzer in der Holzwerkstatt. Die zahlreichen Kurse in der Kochwerkstatt propagieren das gesunde und bewusste Kochen mit Lebensmitteln aus der nahen Umgebung. Eine „normale“ Werkstattnutzerin oder ein „gewöhnlicher“ Teilnehmer im Pralinenherstellungskurs wird sich vielleicht trotzdem nicht unmittelbar inspiriert fühlen, die eigene Lebensführung im Hinblick auf die Kohlendioxid-Emissionen zu überdenken, aber ein „Link“ wird womöglich gelegt.

Auf die kommunale Politik konnte das Kempodium dagegen kaum Einfluss nehmen, obwohl es inzwischen von der Stadt anerkannt und auch gefördert wird. Wie in vielen anderen Städten auch wurde in Kempten der Agenda-Prozess (dessen Akteure bei der Entwicklung des Kempodiums maßgeblich beteiligt waren) inzwischen „ausgetrocknet“, die städtische Koordinierungsstelle wurde gestrichen beziehungsweise dem Umweltamt zugeschlagen, ohne dass es großen Protest gegeben hätte und ohne dass das Kempodium hier zu einer Widerstandsplattform geworden wäre.

---

<sup>6</sup> Lehrer\_innen und Eltern berichten, dass die Kinder nach Besuch in der Kochwerkstatt zu Hause ein gesundes Frühstück einfordern und nach Vollkornbrot und rohem Gemüse verlangen.

<sup>7</sup> Die offene Werkstatt als ein Projektbaustein wurde allerdings nicht im erwarteten Ausmaß genutzt, vermutlich vor allem auch deshalb nicht, weil viele Menschen vor Ort noch über eigene Ressourcen verfügen. Sie haben das Werkzeug und die Werkstatt am Haus und nur für größere Maschinen besuchen sie das Kempodium. „Wir sind hier doch alle Mächler“, brachte eine Frau diesen Umstand einmal treffend auf den Punkt.

### 3.4 Dingfabrik und Open Design City. Neue offene Werkstätten

Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts entsteht mit dem neuerlichen Boom des Do it yourself auch ein neuer Typus offener Werkstätten, wie zum Beispiel die Open Design City in Berlin oder die Dingfabrik in Köln, in denen sowohl 3-D-Drucker und Lasercutter als auch Nähmaschinen oder Hobelbänke stehen, in denen also neue digitale Herstellungsverfahren mit traditionellen Handwerkstechniken gemixt werden. Im Unterschied zu HEi, Kreativlabor, Kempodium sind sie selbst organisiert: Viele am Selbermachen interessierte Menschen wollen jetzt nicht mehr nur in Werkstätten aktiv werden, wollen sie nicht nur nutzen, sondern sie wollen gleich auch selbst eine Werkstatt organisieren.<sup>8</sup> Es handelt sich oft um Vereine, um Mitgliederwerkstätten, die auch für andere Interessierte offen stehen. Die Werkstätten werden zum großen Teil über Mitgliedsbeiträge finanziert, zusätzlich zu den Nutzungsgebühren der Nichtmitglieder. Die Ausstattung ist häufig selbst gemacht beziehungsweise (selbst) gespendet, zum Beispiel hat beinahe jedes FabLab einen selbst gebauten 3 D-Drucker im Fundus. Die Dingfabrik in Köln hat darüber hinaus auch ihren Lasercutter selbst gebaut.

Die in den neuen Werkstätten verhandelten Themen drehen sich nicht nur um technische Fragen, vielmehr geht es um Open Source und das Teilen von Wissen, um einen demokratischen Zugang zu Technik und Technologie, wie zum Beispiel die „Fab Charter“ deutlich macht (<http://fab.cba.mit.edu/about/charter/>). Manchen Projekten geht es auch um einen weniger verschwenderischen Umgang mit Ressourcen, wie man uns in Interviews mitteilte (Baier 2013b). So werden im Kontext dieser Werkstätten Workshops zu Lastenfahrradbau oder Fahrradreparatur veranstaltet, und zwar mit dem Hinweis auf neue Mobilitätskonzepte und in der Absicht, sich unabhängig von fossilen Energieträgern zu machen. Oder es finden Upcycling Sessions statt, in denen ausrangierten Dingen ein zweites Leben ermöglicht wird. Neuerdings verbreiten sich Repair Cafés und andere Reparatur-Initiativen in großer Geschwindigkeit ([www.reparatur-initiativen.de](http://www.reparatur-initiativen.de)). Das heißt: Wir beobachten aktuell die Ausbreitung einer politisch ambitionierten Do-it-y-

---

<sup>8</sup> Das HEi unterbreitet dagegen ein Angebot, hier stehen diverse professionell eingerichtete Werkstätten zur Nutzung für Besucher\_innen offen und außerdem Fachberater\_innen bereit, die die Besucher\_innen in ihren Anliegen unterstützen. Trotzdem profitiert das HEi natürlich von der neuen Begeisterung fürs Selbermachen. Die Besucherzahlen sind deutlich gestiegen, zumal das Team auf die neuen Entwicklungen reagiert, eine HEi-Tech Werkstatt einrichtete und regelmäßig Repair Cafés veranstaltet.

ourself- oder auch Do-it-together-Bewegung, die sich in diversen Selbstverortungen und Manifesten artikuliert.<sup>9</sup> Es engagieren sich zunehmend Menschen in ökologisch und sozialer Absicht in offenen Werkstätten und urbanen Gartenprojekten oder in Repair Cafés, weil es ihnen um ein nachhaltigeres Leben geht.<sup>10</sup>

## 4 Urban Gardening

### 4.1 Die Interkulturellen Gärten

Ein Projektformat, das wir schon lange fördern, beobachten und auswerten, sind die Interkulturellen Gärten. 1996 wurde der erste dieser Gärten in Göttingen mit Unterstützung der anstiftung gegründet. Christa Müller führte zwischen 1999 und 2001 acht mehrwöchige Feldforschungsaufenthalte im Umfeld der Internationalen Gärten Göttingen durch<sup>11</sup> und veröffentlichte 2002 das Buch „Wurzeln schlagen in der Fremde“. Dieses Buch und die parallel stattfindende Vortragstätigkeit inspirierten in der Folge viele weitere interkulturelle Gartenprojekte, von denen es heute mehr als 200 bundesweit gibt.<sup>12</sup>

Die Erfolgsgeschichte dieser Gärten verdankt sich nicht nur ihrem innovativen Beitrag zu Integration und Interkultur, entscheidend ist vor allem, wie der Garten hier insgesamt als Subsistenzkontext wirkt. In Interkulturellen Gärten haben Menschen die Möglichkeit, sich mit Gemüse und Kräutern selbst zu versorgen. Die Gartenfrüchte sind auch Gegenstand des Tausches untereinander: Gurken gegen Tomaten. Tauschen und Teilen sind im Interkulturellen Garten an der Tagesordnung. Gärten ermöglichen die Erfahrung von Fülle, gar Überfluss, und das ist insbesondere für diejenigen eine beglückende Erfahrung, die sich ansonsten eher als „arm“ erleben oder so wahrgenommen werden. Migrant/innen können im Garten zudem entweder auf ihre vorhandenen Ressourcen rekurren (zum Beispiel im Gemüseanbau oder in handwerklichen Bereichen) oder sich Ressourcen auch ganz neu aneignen (zum Beispiel im Vereinsgeschehen oder in der Kom-

<sup>9</sup> Siehe zum Beispiel das Repair Manifesto, das Urban-Gardening-Manifest oder die Fab Charter

<sup>10</sup> Dass es vielen – nicht allen – Protagonist/innen um ein nachhaltigeres Leben geht und sie ihr Engagement politisch verstehen, lässt sich auf ihren Websites nachlesen und wird in den Interviews deutlich, die wir geführt haben, es geht aber auch aus ihren Anträgen an uns hervor sowie aus ihren Äußerungen in (von uns organisierten) Workshops und auf Netzwerktreffen.

<sup>11</sup> Methoden waren teilnehmende Beobachtung und narrative Interviews, durch die insbesondere eine fokussierte Betrachtung der sozialen Lagen der Beteiligten möglich wurde und in diesem Zusammenhang die Bedeutung des gemeinschaftlichen Gärtnerns herausgearbeitet werden konnte.

<sup>12</sup> Vgl. <http://anstiftung.de/urbane-gaerten/gaerten-im-ueberblick>

munikation mit Ämtern). Das bedeutet für Menschen, die vielfach mit gesellschaftlicher Abwertung umgehen müssen und nicht in nennenswertem Umfang über Erwerbsarbeit und Konsummöglichkeiten verfügen, unter Umständen einen großen Souveränitätsgewinn, der sich positiv auf ihr gesamtes Leben auswirkt. Wie wichtig und heilsam ein Bezug auf Subsistenz und Eigenarbeit gerade auch in schwierigen Lebenslagen sein kann, wird in den Interkulturellen Gärten immer wieder anschaulich. Auch ein Forschungsprojekt zum Thema Ernährung und Gesundheit, das die Anstiftung mit Unterstützung durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge von 2009 bis 2011 in Göttingen-Grone im Umkreis des Internationalen Gartens realisieren konnte (Baier 2013a), bestätigte diesen Zusammenhang.

Das Forschungsfeld „Interkulturelle Gärten“ ist vor allem auch deshalb für die Nachhaltigkeitsforschung interessant, weil es Einsichten in die Bedingungen nachhaltiger Lebensstile auch in nicht-bürgerlichen Milieus zulässt beziehungsweise auf die Potenziale migrantischer Milieus in diesem Bereich aufmerksam macht. Sozial und ökonomisch benachteiligte Haushalte haben im Allgemeinen eine vergleichsweise positive Ökobilanz, weil sie schlicht nicht über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügen, sich Eigenheime, Autos und Flugreisen leisten zu können. Um das aber nicht als Mangel, sondern als eigenwertigen Lebensstil zu erleben, ist ein wertschätzender Alltagskontext bezüglich der Kompetenzen und Ressourcen im Bereich Subsistenz hilfreich. Viele Migrant/innen verfügen über eine solche Wertschätzung: „Die Migrantinnen [die an dem Projekt zum Thema Ernährung und Gesundheit beteiligt waren] halten bewusst an kulturellen Traditionen fest, wertschätzen familiäre Solidarität und ihre Community, pflegen einen großzügigeren Umgang mit Zeit und widersetzen sich damit partiell einer Ökonomisierung aller Lebensbereiche (z. B. hat immer Vorrang, wenn Verwandte kommen oder Feste gefeiert werden). Sprich, sie bewahren und pflegen in ihrem Alltag Logiken der Subsistenz, allerdings ohne dass dies die einzige Logik in ihrem Leben wäre. Insgesamt aber spielt die Ordnung der Subsistenz oft eine größere Rolle als in nichtmigrantischen Milieus“ (Baier 2013a: 64).

#### 4.2 Exkurs: Die andere Seite der Ökonomie

Von 2004 bis 2007 führte die Anstiftung ein eigenes Forschungsprojekt durch, um die gegenwärtige Situation der Subsistenz zu untersuchen („Nachhaltige Lebensstile im Alltag“ (Baier et al. 2007). Während in der Nachhaltigkeitsforschung vielfach die Tatsache beklagt wird, dass das (nachhaltige) Handeln dem durchaus vorhandenen Wissen in puncto Nachhaltigkeit hinterherhinkt, interessierte uns,

wie nachhaltig Menschen heute bereits handeln und ihren Alltag gestalten, ohne es so zu benennen und ohne dass es die Wissenschaft zur Kenntnis nimmt. Wir fragten 50 Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus und an unterschiedlichen Orten mittels leitfadengestützter Interviews<sup>13</sup> danach, was sie tun, um ihren sozialen Zusammenhang, ihre Familie, ihr nähräumliches Umfeld in Dorf und Stadt und „die Natur“ zu gestalten und zu erhalten. Unsere Recherche förderte ein breites Spektrum nachhaltiger Strategien im Alltag zutage. Allerdings waren es überwiegend punktuelle Interventionen in Richtung Nachhaltigkeit, die sich beobachten ließen. Auffallend war, dass viele Menschen Subsistenzkontexte nutzen, um den Entgrenzungen von Raum, Zeit und Körper etwas entgegenzusetzen, um sich „durch die Wiederbelebung des Lokalen, die Herstellung und Pflege eines Sozialraums, eine leiblich-körperliche Zentrierung, die Anbindung an Naturumgebungen“ wieder „einzubetten“ in eine zunehmend globalisierte, individualisierte Welt (Baier et al. 2007: 278 f.).

Während die Interviewten seinerzeit wenig Aufhebens um diese Praktiken machten, ist in der neuen Do-it-yourself-Bewegung das Gegenteil der Fall: Hier veranstalten junge Stadtbewohner/innen dann, wenn sie sich auf Praktiken ihrer Eltern oder Großeltern besinnen – zum Beispiel aufs Gärtnern, aufs Kochen und Einwecken oder aufs Stricken und Nähen sowie aufs Wiederverwerten und Reparieren –, einen lauten Trubel. Sie machen Subsistenz und DIY sichtbar und gesellschaftsfähig und präsentieren sie als moderne und insofern attraktive Lebensweisen.

### 4.3 Die neuen Gemeinschaftsgärten

Seit Ende der 1990er Jahre beobachten wir in unserer Forschungs- und Beratungsarbeit ein kontinuierliches Wachstum von Interkulturellen Gärten und seit 2009 von neuen urbanen Gemeinschaftsgärten. Vereinzelt entstanden Nachbarschaftsgärten auch schon vorher, vorzugsweise auf Brachen (zum Beispiel die Nachbarschaftsgärten in Leipzig-Lindenau, Rosa Rose in Berlin-Friedrichshain, der Kiezgarten Schliemannstraße in Berlin-Prenzlauer Berg). Seit 2009 macht der neu gegründete Prinzessinnengarten am Moritzplatz in Berlin-Kreuzberg explizit als „mobile ökologische und soziale urbane Landwirtschaft“ Furore und verhilft dem Phänomen „Urbanes Gemeinschaftsgärtnern“ zu ungeahnter medialer Präsenz. In der Folge wurden viele weitere Gemeinschaftsgartenprojekte gegründet.

---

<sup>13</sup> Die Interviews wurden mit einer Videokamera aufgenommen und anschließend transkribiert.

Derzeit sind in unserer Datenbank rund 500 Gemeinschaftsgartenprojekte (inklusive Interkulturelle Gärten) gelistet, Tendenz steigend. Aus unserer Sicht ist aber nicht in erster Linie die Zahl der Projekte relevant; interessant sind die gesellschaftlichen Anschlüsse, die sie schaffen. Spannend ist insbesondere die multithematische Verortung der Gärten, außerdem die auffallende synchrone und teils reziproke Thematisierung in etablierten Kontexten, wie der Architektur oder Stadtplanung, und die kontinuierlich sich ausweitende Zahl der Kooperationspartner von Gemeinschaftsgärten.

Die neue urbane Gartenbewegung begann mit Interkulturellen Gärten auf der von einer Kirchengemeinde bereitgestellten Fläche (Göttingen). Inzwischen hat sich das Feld stark ausdifferenziert: Heute befinden sich Gemeinschaftsgärten verschiedenster Ausprägung auf Dächern von großstädtischen Museen, im aufgehackten Zierrasen vor Theatern (wie in Freiburg), in abgegrenzten Teilen von städtischen Parkanlagen, auf dem Tempelhofer Feld, auf dem Gelände einer ehemaligen Kölner Brauerei, auf dem Dach eines Shopping-Centers in Neukölln oder auf einer Parkgaragenanlage in Hamburg.

Es gibt heute in vielen Städten Stadtratsbeschlüsse, Gemeinschaftsgärten zu fördern und Flächen zur Verfügung zu stellen. Leitmedien der Stadt- und Landschaftsplaner fragen kontinuierlich Fachbeiträge zu Urban Gardening bei uns an, ein neu gebauter Stadtteil, wie Hamburg-Wilhelmsburg, wird als ein „Stadtteil der Selbstversorgung“ geplant und will einen hohen Anteil an Energie und Nahrungsmitteln auf eigenem Terrain produzieren. New York hat einen „PlaNYC for a Greater Greener NY“ umgesetzt und dabei Community Gardens ebenso gefördert wie alle vorhandenen Grünflächen miteinander vernetzt.

Die Schweizer Bundesbahn denkt darüber nach, nach dem Vorbild Tokios auf den Bahnhofsdächern sogenannte Pendlergärten anzulegen, in denen umsteigende Fahrgäste ihre Wartezeit produktiv verbringen können.<sup>14</sup>

Diese erstaunliche Erfolgsgeschichte hat zweifellos damit zu tun, dass die Gärten einen Nerv treffen, dass sie Themen berühren, die virulent sind. Die Gärten reagieren auf die Krise des Nahrungsmittelsystems wie auf die Wachstumsfrage, die Privatisierung des öffentlichen Raums, die Prekarisierung der Gesellschaft, die Entgrenzung der Arbeit, die Beschleunigung und Verdichtung der Zeit sowie die Naturvergessenheit des westlich dualistischen Weltverständnisses. In dem Sammelband „Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt“ (Müller 2011), der unsere Forschungsarbeit zum Thema dokumentiert und zusätzlich historische, soziale, natur- und planungswissenschaftliche, ökonomische und

---

<sup>14</sup> <http://www.nzz.ch/meinung/blogs/uebermorgen/679/2014/03/20/urban-gardening-fuer-bahnpendler>

kulturelle Perspektiven anderer Forscher/innen und Aktivist/innen auf das Phänomen versammelt, heißt es dazu (im Klappentext): „Der Garten als weltabgewandtes Refugium im Privaten war gestern. [...] Beim Anbau von Tomaten und Karotten suchen die Akteure der neuen Gartenbewegung die Begegnung mit der Natur – und mit Gleichgesinnten. Sie gestalten gemeinschaftlich innerstädtischen Naturerfahrungsraum, beleben die Nachbarschaft, essen zusammen und empfehlen sich der Kommunalpolitik als kompetentes Gegenüber in Sachen Stadtplanung.“<sup>15</sup>

## **5 Eine neue sozial-ökologische Bewegung: Stadt der Commonisten**

Die neuen Gärten und die neuen Werkstätten weisen in ihren Bezugnahmen und Selbstbeschreibungen auffallend viele Gemeinsamkeiten auf. Hier wie dort beanspruchen die Protagonist/innen, einen Beitrag zur Transformation der modernen Gesellschaft in Richtung mehr Demokratie, Fairness und Postwachstum zu leisten. In den Gärten geht es um die Produktion von Lebensmitteln, um Bodenverbesserung, um Saatgutfragen. In den FabLabs, den Werkstätten mit digitaler Ausrichtung, geht es um das Öffnen und Teilen von Wissen und damit um einen demokratischen Zugang zur Technik, im Repair Café geht es gegen den geplanten Verschleiß und im Upcycling-Workshop um ein kreativ-umsichtiges Verhältnis zu vermeintlichem Schrott und Müll.

Natürlich verbinden nicht alle Aktivist/innen mit ihrem Engagement eine gesellschaftskritische oder -verändernde Perspektive. Aber manchen geht es erklärtermaßen darum, gemeinsam mit anderen die eigenen Spielräume in einer auf entfremdeter Arbeit und Konsum abgestellten Welt zu erweitern, neue Formen von Tätigsein, andere Austauschverhältnisse und Kooperation zu erproben, mehr Raum für Subsistenzkultur(en) zu entwickeln, eine gewisse Unabhängigkeit vom Marktsystem zu kultivieren (Baier 2010). Insgesamt werfen die Projekte im Bereich Urban Gardening und DIY das gesamte Spektrum der im Nachhaltigkeitskontext relevanten Fragen auf, auch wenn die einzelnen in den Projekten aktiven Protagonist/innen die Agenda immer nur partiell verfolgen. Viele wollen einfach nur gärtnern (oder werken). Manche Menschen verändern nur punktuell etwas, manchmal addieren sich Veränderungen und für viele ist ihr Tun von vornherein ein Statement für einen grundsätzlich anderen – modernen – Lebensstil. Hier könnte eine neue sozial-ökologische Bewegung entstehen, die weniger über eine

---

<sup>15</sup> Das Buch ist inzwischen in der 5. Auflage erschienen, es wird heute in der universitären Lehre eingesetzt und nach wie vor breit rezipiert.



großkalibrige ideologische Verortung als vielmehr über die entstehende Praxis selbst kommuniziert.

Die neuen Gemeinschaftsgärten und die neuen Werkstätten, die digitale Produktion, der Lastenfahrradbau, die Siebdruckworkshops und die DIY- und Reskilling-Aktivitäten erscheinen uns jedenfalls deshalb so interessant, weil damit die modernen Mythen, wie Wachstum und Konsum, noch nicht in zahlenmäßig relevantem Umfang, aber eben in attraktiver, fantasievoller und intelligenter Weise infrage gestellt werden. Gärten und Werkstätten empfehlen sich als Laboratorien, in denen schon einmal etwas ausprobiert wird, Fragen aufgeworfen, herrschende Zustände problematisiert und neue Wohlstandsmodelle erprobt werden können. Dabei geht es den Protagonist/innen um eine „andere Moderne“, nicht um ihre Negierung. Sie wollen nicht weniger, sondern mehr Demokratie, Partizipation, Vielfalt, aber zugleich auch mehr Gemeineigentum oder moderne Allmenden. Man kann ihre Praxen eben auch als „Commoning“ betrachten (vgl. Helfrich/Heinrich-Böll-Stiftung 2012).

In den Verräumlichungen wird das Potenzial der Projekte, zu gesellschaftlicher Transformation (in Richtung Nachhaltigkeit) beizutragen, unmittelbar atmosphärisch spürbar, wie wir in dem Bildband „Stadt der Commonisten“ zeigen wollten. Die Fotoarbeiten von Inga Kerber vermitteln die Aufbruchsstimmung, die Fantasie, das Glück, die hier herrschen.

Folgt man Stephan Lorenz, der das Buch „Mehr oder weniger. Zur Soziologie ökologischer Wachstumskritik und nachhaltiger Entwicklung“ veröffentlichte, realisieren die Projekte, was er als Aufgabe sozioökologischer Modernekritik<sup>16</sup> einfordert: Sie fragen nach dem Zweck und den Mitteln beziehungsweise danach, in welchem Verhältnis die Mittel zum Zweck stehen. Sie fragen nach dem guten Leben und was es dazu braucht (und was auch nicht). Sie erproben Strategien der Selbstbegrenzung, die Freiheitsgewinne und Selbstbestimmung in Aussicht stellen, und sie verstehen sozioökologische Zukunftsaufgaben als Demokratisierungsaufgabe, das heißt, sie reklamieren Beteiligung, wenn es um den Kurs künftiger gesellschaftlicher Entwicklungen geht (Lorenz 2014: 20).

---

<sup>16</sup> Die Aufgaben einer Sozialwissenschaft, die sich von ökologischer Wachstumskritik inspirieren lassen will, sind nach Lorenz „Mittel-Zweck-Relationen zu rekonstruieren und zur Aufklärung darüber beizutragen: in Industrialisierungsprozessen, im Konsum und in modernen Gesellschaften insgesamt; ihr Zustandekommen zu analysieren: im Hinblick auf die Verfahrensweisen und die Beteiligten daran beziehungsweise die Ausschlüsse davon sowie deren Ursachen und Folgen (Deutungsblockaden, Interessenkonstellationen, Macht- und Ressourcenungleichgewichte, Abhängigkeiten); Vorschläge zur Demokratisierung von Zielfindungen und geeigneten Zweck-Mittel-Relationen zu entwickeln (wer/was kann wie berücksichtigt werden)“ (2014: 126).

Was die Projekte insbesondere für die Nachhaltigkeitsforschung interessant macht, sind genau dieses Selbstverständnis und diese Anspruchshaltung sowie diese Bereitschaft zur Selbstbegrenzung, die hier sichtbar wird: Kein Fleisch, nur regionales und saisonales Gemüse, nicht immer neue Klamotten, nicht dauernd neue Geräte. Stattdessen: die Entdeckung ganz neuer kulinarischer Genüsse, Zugewinn an Handlungskompetenz, individuelle Garderobe mit gutem Gewissen, Repair Café am Sonntagnachmittag.

Wir beobachten interessiert, wie die Protagonist/innen „experimentelle und lernorientierte Verfahrensweisen“ vorschlagen, wie sie „in praktischen Aushandlungsprozessen“ „nachhaltigere Problemlösungen finden“ (ebd.: 90) (zum Beispiel für die Verbesserung der für die urbane Landwirtschaft benötigten Böden). „Ein solches ‚Aushandlungskonzept‘“, so meint Lorenz, „liegt quer zu Verzicht, Begrenzung und Wachstum, es sucht (...) nach der besseren materiellen Kultur, die mehr ‚Dinge‘ umfassender berücksichtigt, sie für humane Zwecke nutzt, aber ihre Wirkungsmacht nicht unterschätzt“ (ebd.: 91).

Die Bedeutung der von uns geförderten Projekte sehen wir auch darin, wie sie ihre Suchbewegungen vollziehen, nämlich achtsam und umsichtig. Und als Forschungs- und Förderinstitution sehen wir unsere Aufgabe (wie Lorenz es vorschlägt) weniger darin, „anderen das Weniger schmackhaft zu machen, als darum, es da zu fördern, wo es stattfindet beziehungsweise wo damit experimentiert wird“. An die Politik wäre die Forderung zu stellen, das „Weniger“ „als gleichberechtigte Möglichkeit zuzulassen (statt es zu bestrafen)“ (ebd.: 123). Das bedeutet, die Politik könnte damit beginnen, „Handlungshindernisse abzubauen und Lebensexperimente zu ermöglichen, die sich auf Reduktions- beziehungsweise Ausstiegsstrategien einlassen – und auf diese Weise dazu bei[zuhilfen]bringen, neue gesellschaftliche Entwicklungsoptionen hervorzubringen“ (ebd.: 123).

Angesichts der erwartbaren Krisenerscheinungen wird es zukünftig vorrangig darum gehen, Mittel zur Wiederherstellung und Aufrechterhaltung von Resilienz zu generieren. Harald Welzer und Bernd Sommer (2014: 116) machen in ihrem Buch „Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne“ darauf aufmerksam, welche zentrale Rolle die Fähigkeit zur Eigenversorgung dabei spielen wird: „Kulturen der Fremdversorgung tendieren zu einer immer weitergehenden Verlagerung der Entscheidungen in technische Abläufe (...) und machen Gesellschaften wie Individuen verwundbar (...). Kulturen der Fremdversorgung bedürfen (...) funktionierender Infrastrukturen (...). Sie sind nicht nur verletzbarer als Kulturen mit geringerer Fremd- und höherer Eigenversorgung, ihre Mitglieder sind auch weniger resilient, d.h. sie haben geringere Kompetenzen im Wiederherstellen zerstörter Strukturen, in der Nahrungsbeschaffung, in der Gefahrenabwehr und so weiter“.

In den Projekten bemühen sich die Beteiligten genau darum: um die Erhöhung der Eigenversorgung sowie um die dazu nötigen Kapazitäten wie Kompetenzen. Sie bemühen sich um größere Resilienz, um gewappnetter zu sein. Mit anderen Worten: Die Projekte beziehungsweise die beteiligten Protagonist/innen arbeiten längst an der Transformation zu einer zukunftsfähigen, reduktiven und solidarischen Moderne.

## Literaturverzeichnis

- Baier, A. (2010). Urbane Subsistenz als Teil nachhaltiger Gesundheitsförderung. In: E. Göpel & GesundheitsAkademie e.V. (Hrsg.), *Nachhaltige Gesundheitsförderung* (S. 240-257). Frankfurt a.M.: Mabuse-Verlag.
- Baier, A. (2013a). *Wie soll man gesund sein, wenn man keine Arbeit hat? Gesundheit und soziale Ungleichheit. Erfahrungen einer Frauengruppe mit einem Gesundheitsprojekt*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Baier, A. (2013b). Zur Renaissance des Selbermachens – Eine neue Form von Subsistenzorientierung? In: Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (Hrsg.), *Wege vorsorgenden Wirtschaftens* (S. 305-321). Weimar bei Marburg: Metropolis Verlag.
- Baier, A., Müller, C. & Werner, K. (2007). *Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes*. München: oekom Verlag.
- Baier, A., Müller, C. & Werner, K. (2013). *Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Bennholdt-Thomsen, V. (Hrsg.) (1994). *Juchitán – Stadt der Frauen. Vom Leben im Matriarchat*. Reinbek: Rowohlt Verlag.
- Biesecker, A. & Hofmeister, S. (2013). Zur Produktivität des „Reproduktiven“. Fürsorgliche Praxis als Element einer Ökonomie der Vorsorge. *Feministische Studien* 13 (2), 240-252. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Dahm, D. & Scherhorn, G. (2008). *Urbane Subsistenz. Die zweite Quelle des Wohlstands*. München: oekom Verlag.
- Graffé, A. & Hilles, K. (2007). *Offene Werkstätten als Orte gestalterischen und sozialen Erlebens. Neue Wege für die Soziale Arbeit in der Arbeitsgesellschaft?* (Diplomarbeit), Hochschule Esslingen, Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege.
- Haide, E. von der (2009). *Bestandsaufnahme der urbanen Gartenaktivitäten auf dem Gebiet der Landeshauptstadt München. Neue Räume der Begegnung und Subsistenz, der Partizipation und des Naturerlebens für alle* (Im Auftrag der Münchner Stiftungsinitiative für urbanes Gärtnern).
- Haide, E. von der (2014). *Die neuen Gartenstädte. Urbane Gärten, Gemeinschaftsgärten und Urban Gardening in Stadt- und Freiraumplanung. Internationale Best Practice Beispiele für kommunale Strategien im Umgang mit urbanen Gärten*. (Im Auftrag der Münchner Stiftungsinitiative für urbanes Gärtnern).
- Heine, R. G. & Offe, C. (Hrsg.) (1990). *Formen der Eigenarbeit. Theorie, Empirie, Vorschläge*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Helfrich, S. & Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.) (2012). *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*. Bielefeld: transcript.
- Illich, I. (1982). *Vom Recht auf Gemeinheit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Jochimsen, M. A. (2003). *Careful Economics. Integrating Caring Activities and Economic Science*. Boston et al.: Kluwer Academic Publisher.
- Lorenz, S. (2014). *Mehr oder weniger? Zur Soziologie ökologischer Wachstumskritik und nachhaltiger Entwicklung*. Bielefeld: transcript.
- Müller, C. (2002). *Wurzeln schlagen in der Fremde. Internationale Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse*. München: oekom Verlag.
- Müller, C. (2003). Akzeptanzprobleme von Eigeninitiative und Eigenarbeit: Das Kreativzentrum in der Plattenbausiedlung Wolfen-Nord. In: H. Backhaus-Maul, O. Ebert, G. Jakob, T. Olk (Hrsg.), *Bürgerschaftliches Engagement in Ostdeutschland. Potenziale und Perspektiven* (S. 201-217). Opladen: Leske und Budrich.
- Müller, C. (2004). Parteilichkeit und Betroffenheit: Frauenforschung als politische Praxis. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 294-297). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Müller, C. (Hrsg.) (2011). *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom Verlag.
- Mutz, G., Kühnlein, I., Burda-Viering, M. & Holzer, B. (1997). *Eigenarbeit hat einen Ort. Öffentliche Eigenarbeit im HEI*. Ein Forschungsbericht der anstiftung, gemeinnützige Forschungsgesellschaft zur Förderung zukunftssichernder sozialer, kultureller und ökonomisch-ökologischer Maßnahmen mbH, München.
- Peters, U., Sauerborn, K. & Spehl, H. (1996). *Nachhaltige Regionalentwicklung – ein Leitbild für eine veränderte Struktur- und Regionalpolitik. Eine exemplarische Untersuchung an Handlungsfeldern in der Region Trier*. Universität Trier.
- Polanyi, K. (1978). *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Sommer, B. & Welzer, H. (2014). *Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne*. München: oekom Verlag.
- workstation ideenwerkstatt berlin e.V. (Hrsg.) (2012). *Von Grasmöbeln, 1-€ Jobs und Anderem - ein Porträt der workstation ideenwerkstatt berlin*. Neu-Ulm: AG SPARK Verlag.
- Weizsäcker von, C. & Ulrich, E. (1979). Eigenarbeit in der dualen Wirtschaft. In: J. Huber (Hrsg.), *Anders arbeiten – anders wirtschaften. Dualwirtschaft: Nicht jede Arbeit muss ein Job sein* (S.9-103). Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.